

höfische Gesellschaft spielten. Bei den Aufwartungen standen Ehrerweis und Konversation im Mittelpunkt, allerdings konnten bei Vertretern verwandter Häuser auch durchaus konkrete dynastisch-politische Fragen zur Sprache kommen. Sodann analysiert Keller anhand eines Briefregisters aus der Zeit um 1700 die weit ausgedehnte Korrespondenz Kaiserin Eleonora Magdalenas, in der zwar inhaltlich wenig ergiebige Courtoisieschreiben überwiegen, denen indes bei der Aushandlung von Rang und Status innerhalb der Fürstengesellschaft eine wichtige Funktion zukam. Eleonora Magdalena steht zugleich im Mittelpunkt des letzten Abschnitts, der ihr selbstbewusstes Agieren während der Vormundschaftsregierung in den Erbländen und in Ungarn (1711/12) und ihre Rolle bei der diplomatischen Vorbereitung der Wahl Karls VI. nachzeichnet.

Konfrontiert mit einer oftmals disparaten Quellenlage hat Keller auf der Basis beeindruckender Archivstudien eine auch stilistisch ansprechende Pionierstudie zu einem bislang völlig unterbelichteten Aspekt der frühneuzeitlichen Reichsgeschichte vorgelegt. Umsichtig benennt die Autorin Möglichkeiten und Grenzen weiblicher Einflussnahme. „Das Reich als höfisch-dynastischer Raum“, so das überzeugende Fazit, „war für die Kaiserinnen besser zugänglich als das Reich als institutionelles Gebilde“ (320). Das Potential dieser Neuvermessung der höfisch-dynastischen Sphäre unter konsequenter Einbeziehung deren weiblicher Hälfte wird sich wohl erst dann in vollem Umfang zeigen, wenn sich auch die Institutionengeschichte zu einer soziologisch inspirierten Organisationsforschung fortentwickelt. Im Falle des Reichshofrates, auf den Keller gelegentlich Bezug nimmt, lagen Hof und Institution jedenfalls keineswegs so weit auseinander, wie es die Prozessakten suggerieren, deren Entstehung spezifischen juristischen Darstellungszwängen unterlag. Auf der informellen Hinterbühne boten sich höfischen „pressure groups“ noch im 18. Jahrhundert wesentlich mehr Gelegenheiten zu konkreter Einflussnahme, als es eine ältere, am Weber’schen Rationalisierungsparadigma orientierte Forschung hat wahrhaben wollen. Mit ihrer klug argumentierenden Studie legt Keller also Fäden aus, an die anzuknüpfen sich aus unterschiedlichster Perspektive lohnt.

Tobias Schenk, Wien

Régerat-Kobitzsch, Miriam, „Cette reine qui fait une si piètre figure“. Maria von Medici in der europäischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts (Pariser Historische Studien, 115), Heidelberg 2020, Heidelberg University Publishing, 551 S., € 54,90.

Die Infragestellung gängiger Narrative und die Dekonstruktion von Mythen sind imperativ für die kritische Betrachtung von Tradierungen, wie Miriam Régerat-Kobitzsch’ Arbeit über „Maria von Medici in der europäischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts“ zeigt. In ihrer Dissertationsveröffentlichung beschreibt die Autorin zunächst die Werkzeuge und Perspektiven ihrer Analyse und gibt einen knappen Forschungsüberblick. Im Hauptteil, der mehr als 300 Seiten umfasst, wird das Bild analysiert, das die französische Geschichtsschreibung von dieser Königin toskanisch-österreichischer Herkunft entworfen hat. Darauf folgt ein transnationaler Vergleich mit Narrativen in Belgien, dem englischsprachigen Raum und Deutschland.

Das Quellenkorpus des Hauptteils der Qualifikationsarbeit, die an der Universität Tübingen entstanden ist, besteht aus einer Vielfalt gedruckter Werke französischer Autoren, mit wenigen Ausnahmen Männer, beginnend mit der Veröffentlichung der ersten Biographie 1774, von der aus ein Bogen bis 1914 gespannt wird. Die Rezeptionsgeschichte des Lebens der Ehefrau des ersten Bourbonenkönigs Heinrich IV. und Regentin von Frankreich und Navarra (1610–1617) stellvertretend für ihren Sohn

Ludwig XIII. wird als Fallbeispiel für die Verbreitung nationalhistorischer Narrative in Frankreich herangezogen. Seit der Französischen Revolution und dem damit verbundenen Republikanismus verengte sich die bereits zu Lebzeiten negativ geprägte Perzeption der 1630 ins Exil geflüchteten Königin, die zur „Anderen“ stilisiert wurde, um das vermeintlich Eigene patriotisch aufzuladen. Kulturhistorische Überlegungen sind für den Band zentral, der überzeugend die Veränderungen des Blickes auf die Herrscherin nachzeichnet, der zunehmend von Misogynie und nationalen Stereotypen geprägt war.

In chronologischer Reihenfolge werden die Phasen der Narration über Maria von Medicis Leben und Wirken in vier Zeitabschnitte geteilt, die mit einem Abriss des jeweiligen historischen Kontextes eingeleitet werden. Daraufhin werden in kurzen Abschnitten biographische Arbeiten analysiert, wobei der Schwerpunkt auf den Werken von Geschichtsschreibern der Dritten Republik liegt. Die Materialauswahl und das Erzeugen von Expertise dieser biographischen Erzähler wird ebenso thematisiert wie die Instrumentalisierung Maria von Medicis für die Grabenkämpfe zwischen der Französischen Republik und dem katholischen Klerus um die Vormachtstellung im Staat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In diesem Zusammenhang macht Régerat-Kobitzsch deutlich, wie Heinrich IV. und Kardinal Richelieu gleichsam als Spiegel für die laizistischen Werte der Historiker dienten und ebenfalls zu Projektionsflächen reduziert wurden. Zudem wird veranschaulicht, wie selbst die Rolle der Regentin als Mäzenin ambivalent beurteilt und zunehmend in ein schlechtes Licht gerückt wurde, wobei in dieser Hinsicht ihre italienische Herkunft abermals als negativer Kontrast zum heraufbeschworenen französischen Geist diente.

In den auf den Hauptteil folgenden Schlaglichtern zur Darstellung der Königin in anderen kulturellen Kontexten wird die einschränkende Perspektive nationaler Geschichtsschreibung einmal mehr verdeutlicht. Es ist ein Gewinn, dass Régerat-Kobitzsch zusätzlich zu der immensen Leistung, die Rezeption Maria von Medicis in der französischen Historiographie chronologisch aufgearbeitet zu haben, auch noch transnationale Bezüge herstellt. Besonders eindrücklich ist dabei die Stilisierung als katholische Herrscherin in der englischen Geschichtsschreibung, in der sie eine etwas andere Funktion erfüllt als in den französischen Narrativen. Hervorzuheben ist außerdem die Diskussion der Erzählungen viktorianischer Historikerinnen, die die Herrscherin wesentlich facettenreicher beschrieben und vor dem Hintergrund des Eheideals des 19. Jahrhunderts die schwierige Beziehung zu Heinrich IV. hervorgehoben haben.

Angesichts der ausgewogenen und flüssig lesbaren Analyse, die vorbildhaft strukturiert ist und konsequent auf hohem Niveau erfolgt, können nur wenige Kritikpunkte geäußert werden: Im Hinblick auf die stets anwachsende Literatur zur Verflechtung von Nation und Geschlecht ist die über kaum zwei Seiten gehende Diskussion zum diesbezüglichen methodischen Zugriff äußerst knapp geraten. Die weitgehende Ausblendung des Forschungsstands zur Intersektion dieser Kategorien ist umso verwunderlicher, als die Analyse von detailliertem Wissen um nationale Stereotype und deren Wechselwirkung mit geschlechterspezifischen Zuschreibungen zeugt. Darüber hinaus werden an mehreren Stellen Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie (Auto-)Biographieforschung vermisst, Letztere ist ein Forschungszweig, der vertiefende kritische Beobachtungen zu den analysierten biographischen Werken hätte ermöglichen können. Konventionell wird die Biographie als Bereich betrachtet, der nach „faktischen“, „genauen“ und „wahrheitsgetreuen“ Darstellungen des Lebens von Individuen strebt; Miriam Régerat-Kobitzsch zeigt, wie partiell, situativ und politisch Wissensproduktion erfolgte. In der eigenen Wissensproduktion ist Unsicherheit im

Hinblick auf geschlechtergerechter Sprache zu bemerken; ein in dieser Hinsicht sensibles Lektorat hätte hier Abhilfe schaffen können.

Die Zusammenfassungen der Abschnitte und Kapitel sowie das Schlussfazit, das den Untersuchungszeitraum schlüssig werden lässt, machen die Lektüre übersichtlich und unterstreichen die Argumente der Autorin. An dieser Stelle wird abermals das systematische Vorgehen deutlich. Durch den chronologisch-thematischen Aufbau wird ein Kaleidoskop an biographischen Instrumentalisierungen bekannter und weniger bekannter Autor*innen unterschiedlicher politischer Lager und Konfessionen sichtbar. Zum Abschluss wird die Rezeption Maria von Medicis in der Ikonographie des 19. Jahrhunderts thematisiert. Es hätte den Rahmen der Arbeit bei weitem gesprengt, doch wäre angesichts der zahlreichen negativen Zuschreibungen die Beleuchtung des Genres „Karikatur“ und ein damit verbundener Vergleich mit satirisch-abwertenden Darstellungen anderer Herrscherinnen spannend gewesen. Für vergleichende Perspektiven bietet diese Publikation viele Bezugspunkte. Ihre Lektüre sei nicht nur wissenschaftlichen Fachkreisen, sondern auch interessierten Laien empfohlen, denn es wird vor allem eines deutlich: Geschichte wird gemacht.

Waltraud Schütz, Wien

Adams, Tracy / Christine Adams, The Creation of the French Royal Mistress. From Agnès Sorel to Madame Du Barry, University Park 2020, The Pennsylvania State University Press, XII u. 236 Seiten, \$ 89,95.

Mätressen gehörten zum frühneuzeitlichen Hof wie der König und die Königin. In der älteren Forschung, die oft unreflektiert Urteile von Zeitgenossen reproduziert hat und die das (Zerr-)Bild einzelner Mätressen zuweilen noch bis heute bestimmt, wurden die Favoritinnen als Lustobjekte königlicher Libertinage bzw. als Zumutung für die Königin, allenfalls als Teil einer glanzvollen höfischen Repräsentation angesehen. Demgegenüber hat die jüngere Forschung die eminente Bedeutung der Mätresse für den Mikrokosmos Hof herausgearbeitet.

Im Rahmen dieser neuen Forschungsansätze bewegt sich auch die inspirierende Studie der amerikanischen Historikerinnen Tracy und Christine Adams über die königliche Mätresse in Frankreich. Auch sie betonen die wichtige Rolle der Mätresse als Vertraute und Ratgeberin des Königs. Wegen ihrer besonderen Nähe zum Monarchen war sie als Vermittlerin und Förderin diverser Interessen außerordentlich geschätzt. Die Autorinnen untersuchen die Karrieren von neun Frauen, die sich als „maîtresse en titre“ etablierten: Agnès Sorel (als Vorgängerfigur), Anne de Pisseleu D’Heilly, Diane de Poitiers, Gabrielle d’Estrées, Louise de La Vallière, Madame de Montespan und Madame de Maintenon sowie die Marquise de Pompadour und Madame Du Barry. Detailliert werden das soziale, politische und kulturelle Umfeld des Aufstiegs sowie die politischen Aktivitäten am Hof herausgearbeitet, um dann erstmals einen Strukturvergleich der Karrieren zu leisten.

Die diskussionswürdige zentrale These der Autorinnen lautet: „only in France did the royal mistress become a tradition, a quasi-institutionalized political position, generally accepted if always vaguely scandalous“ (2). Dies traf allerdings nur so lange zu, wie die politische Einflussnahme der Mätresse informell blieb, verdeckt geschah und somit als „open secret“ (10) behandelt werden konnte.

Die ständigen Gesandten, die seit dem 16. Jahrhundert am französischen Hof lebten, erkannten die einzigartige Nähe der Mätresse zum Monarchen und verschafften sich Zugang zum König durch ihre Vermittlung. An ihre Monarchen berichteten sie von der